

Ein Werk kann alles ändern

Das „Eenwerk“ in Amsterdam zeigt, wie Architektur neue soziale Rituale schafft

In den vergangenen Jahren ist es in Mode gekommen, dass private Kunstsammler ihre Sammlungen in immer aufwendigeren Privatmuseen präsentieren und den öffentlichen Häusern Konkurrenz machen – oder sie schließen Leihverträge mit diesen öffentlichen Museen, denen fortan die kostspielige Betreuung der gesamten, qualitativ oft sehr durchwachsenen privaten Sammlungsbestände aufgebürdet wird, die ihnen dementsprechend schwer im Magen liegen und oft im Depot vor sich hindämmern.

Angesichts dieser Entwicklung klingt schon der Name des neuen Kunstraums, der gerade in Amsterdam eröffnet hat, wie ein Versprechen: Eenwerk – auf Deutsch „ein Werk“. Mehr wird hier nicht gezeigt, und das, was zu sehen ist, stammt auch nicht aus der Sammlung des Grafikers und Kurators Julius Vermeulen: Er lädt Künstlerinnen und Künstler ein, nicht mehr als ein Werk zu zeigen, das dann, oft nur für einen Abend, diskutiert werden kann, wobei es sich bei diesen Werken keineswegs um gut verkäufliche Kunstmarktware handelt – zur Zeit, nach Ausstellungen mit David Hammons „African-american Flag“, Steve McQueens „Remember Me“ oder Hreinn Fridfinnssons „By the ocean“ – präsentiert Vermeulen neodadaistische Gedichte des 1936 geborenen, unter dem Pseudonym K. Schippers schreibenden Poeten Gerard Stigter, die man an den Wänden lesen kann, gleichzeitig aber vorgetragen bekommt. Das Eenwerk ist eine neue Typologie von Kulturort: kein neobourgeoiser Privatsalon, der ja meist in den überdimensionierten Wohnzimmern solventer Altbaubewohner mit kulturellen Neigungen unter Ausschluss weiter Teile der Öffentlichkeit für eine Happy Few Gleichgesinnter veranstaltet wird – aber auch kein öffentliches Haus. Eenwerk ist gleichzeitig White Cube, Bühne und Theaterraum, Erweiterung eines privaten Hauses, in dem der Eenwerk-Leiter zusammen mit seiner Frau, der Künstlerin und Grafikerin Irma Boom, lebt, und öffentlicher Raum. Der Bau kann, je nach Bedarf, seinen Charakter wechseln – was auch an der Architektur liegt, die es schafft, fast maßstabslos zu wirken: Mal erscheint das in eine Lücke zwischen zwei Altbauten eingefügte Haus wie ein kleiner Museumsbau, mal wie eine Erweiterung eines intimen, sehr vertikal organisierten holländischen Hauses in die Horizontale: Manchmal schaut man eine Aus-

stellung in intimer Konzentration an, so, als sei man zu Gast bei einem Privatsammler. Manchmal aber öffnet sich das Haus, das zur Straße nur eine kleine Tür hat, nach hinten mit großen transparenten Falt-Toren und kann, wenn Vermeulen seinen alten Citroën DS aus der zweigeschossigen, fast fünf Meter hohen, großzügig nach innen und außen verglasten Garage herausfährt, über hundert Besucher aufnehmen, die sich dort und in den über eine schmale Treppe zu erreichenden oberen beiden Geschossen der 160 Meter großen Ausstellungsflächen aufhalten können.



Barend Koolhaas' „Eenwerk“ Foto Iwan Baan

Das Haus ist sozusagen ein Transformator: Wo eben noch ein Auto parkte, können ein paar Dutzend Leute einer Lesung lauschen, auf der gleichen Fläche, auf der normalerweise ein tiefes Sofa und ein Flachbildschirm stehen, können fünfzig Menschen ein Werk betrachten. Damit entsteht auch eine neue Form bürgerlicher Öffentlichkeit nicht im Sinne bourgeoiser Distinktionsbemühungen, sondern im Sinne des Bürgers als Citoyen, als wachem aktiven öffentlichem Wesen. Das Haus führt eine neue Größe ein, einen sozialen Zwischenraum zwischen der eindeutig privaten Salon- und Sammlerwelt und den eindeutig öffentlichen Museen und Sammlungen – wobei es beim Eenwerk nicht um die

Präsentation der eigenen Schätze geht, sondern darum, anhand eines Werks eine öffentliche Diskussion, ein Gespräch anzuzetteln.

Dass das Haus beides kann, ist das Verdienst des jungen Architekten Barend Koolhaas (nicht zu verwechseln mit Rem Koolhaas), der mit diesem Debüt-Bau zeigt, wie Architektur ganz neue soziale Rituale produzieren kann und mal eine Privathäuserweiterung, mal ein kollektives Wohnzimmer und ein kollektiver Denkraum wird. Zur Straße hin wirkt es, als stemme sich der leicht schräg in die Baulücke gesetzte Ergänzungsbau mit mächtigen Stahlträgern zwischen die Privathäuser links und rechts, als würde so buchstäblich mit einem Kraftakt ein neuer Ort jenseits rein privater Aufenthaltsräume geschaffen. Drei skulptural versetzte, mit Basalt verkleidete „Balken“, deren unterster leicht wie ein Rocksäum geschürzt wird, um einen Lichtstrahl nach außen auf die Straße fallen zu lassen, bilden Etagen aus, die großzügig verglast sind. Trotzdem wirkt die Einfügung monumental; würde man das Haus ohne den Kontext sehen, wüsste man nicht, wie groß es ist. Diese Form von Mikro-Monumentalität markiert gut sichtbar nach außen, dass Öffentliches und Privates hier anders sortiert werden. Innen verweben sich Alt- und Neubau zu einem fast labyrinthischen System aus horizontalen und vertikalen Raumfragmenten. Es dominieren Beton, Sperrholz und Stahl, das Ganze hat einen Werkstatt- und Produktionscharakter und vermeidet alle Anflüge von Häuslichkeit. Während die Vorderfassade skulptural wirkt, löst sich das Haus zur hinten anliegenden Straße optisch auf und erinnert von hier eher an ein in die Länge gezogenes holländisches Gewächshaus, ein Eindruck, der durch das Glasdach noch verstärkt wird – und tatsächlich wird die obere Etage wirklich als Gewächshaus genutzt, so, als solle bewiesen werden, dass der Großstadtdschungel mehr als nur eine ausgeleierte Metapher sein kann.

Man kann dieses Haus auch als neosituationistische Zukunftsmaschine betrachten, die zeigt, wie in einer Zeit, in der sich das Wohnen und das Arbeiten durch den technologischen Wandel und durch neue ökologische und ökonomische Herausforderungen massiv ändern, auf der Fläche von zwei normalen Privathäusern eine ganz neue Lebens- und Arbeitswelt entstehen kann.

NIKLAS MAAK